

Reiseerlebnis

Autor(en): **Steiger, Otto**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot**

Band (Jahr): **253 (1980)**

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-656659>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

OTTO STEIGER

Reiseerlebnis

Ich habe fast nie Reiseerlebnisse. Ich weiss nicht, woran es liegt. Keine schönen, und auch keine schmerzlichen. Nie passiert es mir, dass im Zug zum Beispiel Fräulein Gaby Hug oder eine andere hübsche Frau sich mir auf den Schoss setzt. Auch werde ich auf Alpenwanderungen nie von einem Bernhardiner gebissen. Ich bin nun mal nicht der Erlebertyp.

Aber da fällt mir doch aus dem vorletzten Sommer etwas ein – nichts Aufregendes freilich – ein kleiner Zwischenfall bloss, wie man ihn wahrscheinlich nur in der Bretagne erleben kann. Ich war am Morgen aufgebrochen, ich wollte an die Pointe du Raz im äussersten Westen und über die Südküste zurück. Ich war allein, und ich hatte Zeit. Ich fuhr durchs Innere des Landes, auf unbekanntem, holprigen Wegen. Dann kam ich in ein ganz kleines Dörflein. Nur ein paar niedrige Steinhäuser und das Kirchlein. Die Kirchen in

der Bretagne sind selten pompös, sie sind eher still und bescheiden wie die Menschen. Diese Kirche aber war nicht nur bescheiden, sie war alt und verfallen wie die Häuser, die sie umgaben. Deshalb hielt ich an und ging hinein. Ich liebe verfallene Kirchen.

Sie hielt innen, was sie aussen versprochen hatte: eine alte Orgel gleich neben dem Eingang, rohe niedere Holzbänke, ausgetretener Steinboden. Und vorne, in der Dunkelheit fast nicht zu sehen, das Kreuz und der Altar und ein weisses Tüchlein drauf. Draussen die Helle des Sommertags und hier nun unvermittelt die dunkle Kühle. Und erst der Geruch. Alte, vergessene Kirchen haben einen besonderen Geruch. Nicht nach aufgeputzter Frömmigkeit, eher nach dem Holz der Bänke, der Feuchte des Steins. Ein wenig auch nach Grab.

Ich war nicht allein, das sah ich erst nach einer Weile. Ein Mann und eine Frau, beide uralt, neunzig oder mehr, machten sauber. Sie nickten mir zu, sagten bonjour und liessen sich nicht stören. Dann sah ich den Sarg. Er lag ganz hinten im Dunkel. Die beiden versuchten, ihn aufzuheben.

Aber die Frau schaffte es nicht. Sie keuchte, aber sie vermochte nicht, ihn von den Sägeböcken zu heben, auf denen er lag. Ich stand ein paar Schritte entfernt. Sie lachten mir zu, er fragte: «Würden Sie mir helfen? Meine Frau ist zu schwach.»

Ich habe noch nie einen Sarg getragen. Ich musste mir zuerst erklären lassen, wie man ihn anfasst. Dann trugen wir ihn zwischen den Bankreihen nach vorn zum Altar. Die Frau ging mit einem mannshohen Holzkreuz vor uns her. Wir legten den Sarg auf ein Tischchen, sie lehnte das Kreuz ans Kopfende. Der Mann



Bauliche Kontraste am Stadtrand von Bern

Dieser kürzlich renovierte Ziehbrunnen beim Schloss Wittigkofen kontrastiert eigenartig mit den neuen Hochhäusern der Grossüberbauung Wittigkofen-West.

Photo Fritz Lörtscher, Bern

dankte mir, sie lachte verlegen und sagte: «Elle est lourde, la Josette.»

Die Josette also. Ja, sie war ziemlich schwer gewesen. Und ein wenig ungewohnt für mich. Der Mann sagte: «Heute nachmittag ist Abdankung. Da muss man vorher ein bisschen sauber machen.»

Er prüfte die Lage des Sarges, rückte ihn ein wenig zurecht – die Frau hatte schon wieder den Besen in der Hand – er sagte noch einmal merci, und im Weggehen schlug er mit der Hand leicht auf den Sargdeckel und sagte: «Elle est bien ici, la Josette.»

Das ist alles. Ich dachte, ja, sie hat es gut hier, die Josette. Ich bin weitergefahren, und ich habe gedacht, dass ich hier fast lieber tot sein möchte als anderswo lebend.

DIE PRAKTISCHE BRATTIG

Man mag vom Kalender sprechen oder in alter und altväterischer Weise von der Brattig oder Prattig – ihre Zeit ist jetzt erst wirklich gekommen, obgleich diese Volkskalender, der eine land- und volkswirtschaftlich, der andere pfarrherrlich, ein dritter so oder so altruistisch getönt, seit langem für das neue Jahr bereitliegen: mit den vielen nützlichen Räten und Angaben ist die Brattig vielen ein willkommener Helfer zum Jahresbeginn.

Die praktische Brattig... Der Begriff Prattig oder Brattig ist die Dialektform für Volkskalender. («Kalender» selbst leitet sich her von Calendae, was den ersten Tag des Monats meint, und ist verwandt mit dem Zeitwort calare, rufen: im alten Rom wurden die Monatsanfänge, die «Kalenden», öffentlich ausgerufen.) Lateinisch ist ebenfalls, sieht man genau zu, der Name der «Brattig». Practica heisst soviel wie Nutzenwendung. Jahrhundertlang stand dieses Wort als Auftakt mannigfaltigster Belehrung im Hauskalender. Und weil dem Titel soviel Wissenswertes folgte, hiess mit der Zeit das ganze Buch Praktik, Prattig, Brattig.

Die Brattig war in alter Zeit neben Bibel und

Katechismus das einzige Buch in der Stube des gemeinen Mannes und übte dementsprechend einen ungeheuren Einfluss auf die Volksseele aus. Mit seinen Wetterorakeln, den Regeln für Schröpfen, Purgieren, Aderlassen, den Berechnungen für Sonnen- und Mondfinsternisse, den erbaulichen Sprüchen und absonderlichen Nachrichten aus aller Welt war der Kalendermacher in den Augen des einfachen Mannes eine geheimnisvolle Person, ein Tausendsassa und halber Hexenmeister; dieser selbst fühlte sich seinem Publikum gegenüber als ein «Ausleger der geheimen kleinen Naturkräfte und der grossen Naturgesetze». Mit starken Mitteln suchte er die Nerven seiner Leser zu erschüttern; «ein gemütlicher Hauskalender ohne Mord und Totschlag wäre eine Suppe ohne Salz gewesen», sagt Riehl in seinen «Kulturstudien». «Auf den Titelkupfern durfte es an einer Sonnenfinsternis und einem langschwänzigen Kometen nicht fehlen, deren unheimlicher Schein etwa im Vordergrund eine Landschaft beleuchtete und im Hintergrunde eine Seeschlacht, zur Rechten eine brennende Stadt und zur Linken ein auffliegendes Schiff.»

Hochtönende, langatmige Titel und kühne wissenschaftliche Prädikate erhöhten den geheimnisvollen Reiz der Brattig; andererseits gehörten handfeste Hausrezepte gegen allerhand Krankheiten, seit der Aufklärung gelegentliche Winke zur Körper- und Schönheitspflege, in Verbindung mit den Angaben über allgemein interessierende Veranstaltungen wie Jahrmärkte, Messen usw. zu den begehrten «Practica».

Im ganzen gesehen, war der alte Kalender ein von Geheimnissen umwittertes Buch. Daher sagte man auch von einem Mitmenschen, der sich tiefsinnig gab, er «mache Kalender». «Was machsch für Brattige?» fragt man wohl teilnehmend oder leicht spöttisch einen nachdenklich oder trübsinnig vor sich Hinstarrenden. – Simon Gfeller braucht die hochdeutsche Form in seinen «Geschichten aus dem Emmental». «Wie verloren stand Hans umher und machte Kalender.» Ein andermal: «Oft ... kalenderte er an unerquicklichen Gedanken herum.»

(Aus Hans Sommer, Wort und Werk, Verlag Francke AG, Bern)